

Erica Ferencik

Ein Lied vom Ende der Welt



GOLDMANN

Erica Ferencik

*Ein Lied vom
Ende der Welt*

Roman

Aus dem Englischen
von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
»Girl In Ice« bei Simon & Schuster, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2022

Copyright © der Originalausgabe 2022 by Erica Ferencik

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Regina Carstensen

Umschlaggestaltung: buxdesign GmbH

Umschlagmotiv: gettyimages/Cyndi Monaghan, SensorSpot, redtea

LK · Herstellung: Han

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-31678-6

www.goldmann-verlag.de

Für George

Wie soll das Herz mit seiner Fülle von Verlusten
Frieden schließen?

STANLEY KUNITZ

Im Eis ruht das Gedächtnis der Welt.

JAMES BALOG

Eins

Den Namen »Wyatt Speeks« in meinem Posteingang zu sehen war wie ein Schlag in die Magengrube. Alles stürzte wieder auf mich ein: der entsetzliche Anruf, die Fassungslosigkeit, das Bild meines Bruders, erfroren in der arktischen Eiswüste.

Ich klappte den Laptop zu, setzte ein schwaches Lächeln auf. Ich würde an der Uni nicht in Tränen ausbrechen. Trauer war für den Feierabend reserviert, für die abendliche Flasche Merlot, für meine dunkle Wohnung, für das Erwachen im Morgengrauen auf der Couch, wenn das bläuliche Licht des Fernsehers über meine schmerzenden Muskeln glitt.

Nein, im Moment musste ich mich auf das frische, erwartungsvolle Gesicht meiner Doktorandin konzentrieren, die gerade ein Forschungssemester in Tibet beantragte, um in einem kleinen Dorf im Himalaja, das nur über unwegsame Bergpässe zu Fuß und vielleicht mit Yaks erreichbar war, eine neu entdeckte Sprache zu studieren. Während ich mir ihre leidenschaftliche Begründung anhörte – und versuchte, mein rasendes Herz zu zügeln –, stieg ein altes Schamgefühl in mir auf.

Ich selbst hatte mich in Sachen Feldforschung nie weiter gewagt als auf einen nahen Friedhof, um irgendeine altenglische Inschrift auf einem zerbröckelnden Grabstein zu entziffern. Und auch das nur am helllichten Tag, weil mir tote Menschen – selbst unter der Erde – ebenfalls Angst machten. Noch nie war meine Neugier auf einen Ort oder eine Sprache und die

Menschen, die sie sprachen, stärker gewesen als mein Reflex, *einfach Nein zu sagen*. Ich hatte mit angeblichen Terminüberschneidungen ein traumhaftes Forschungssemester in den peruanischen Anden abgelehnt, um Quipus oder »sprechende Knoten« zu studieren – unterschiedlich lange, mit Knoten versehene Baumwollschnüre, die Läufer von Dorf zu Dorf trugen und die je nach Knotenkombination kommunale Nachrichten übermittelten: gezahlte oder geschuldete Steuern, Geburten und Todesfälle, Mitteilungen über Hungersnöte, Dürren, Missernten, Seuchen und so weiter. Ich hatte sogar auf die einmalige Chance verzichtet, eine Sprache zu ergünden, die in die Wände der zweitausend Jahre alten Longyou-Grotten im chinesischen Quzhou gemeißelt war.

Warum?

Angst: die lähmende Sorte. Ich klammere mich an das Vertraute, das Sichere oder das, was ich für sicher halte. Es gibt nur ganz wenige Orte, an denen ich normal funktioniere: meine Wohnung, fast überall auf dem Campus – außer dem Football-Stadion, zu viel Freifläche –, der Supermarkt, das Pflegeheim meines Vaters. Bei meinem ersten Besuch in der neuen, riesigen und glitzernden Whole-Foods-Filiale – ganz relaxed auf einer doppelten Dosis Beruhigungsmittel – flatterte ein Vogel über mir in den Dachsparren herum. Ich hatte nur einen Gedanken: *Wann kommt der runtergeschossen und hackt mir die Augen aus?* Ich hab den Biomarkt nie wieder betreten.

Paradoxerweise war ich diejenige, die die Forschungsreisen meiner Studierenden absegnen konnte oder auch nicht, als wäre ausgerechnet ich imstande, über Risiken und Charaktereigenschaften zu urteilen. Ich schaute in die glänzenden Augen der jungen Frau vor mir, einer meiner Lieblingsstu-

dentinnen, und hielt sie noch ein wenig hin – stellte ein paar banale Fragen nach ihrer Zielsetzung –, um vielleicht etwas von ihrer magischen Normalität in mich aufzusaugen. Leider vergeblich. Ich genehmigte ihre Reise nach Tibet und fragte mich dabei: *Wie sieht sie mich eigentlich?* Ich wusste, dass sie mich mochte, aber – dieses lässige Winken ihrer Hand mit dem Silberarmreif, als sie sich verabschiedete, dieser Ausdruck in ihren Augen! Ich schwöre, es lag eine Spur Mitleid, Verachtung darin. Als ob sie mein Geheimnis kannte. Ihre Dozentin war eine Schwindlerin.

Ich bin Linguistin. Ich kann mich auf Deutsch und in den meisten romanischen Sprachen verständigen, und ich habe eine Schwäche für tote Sprachen: Latein, Sanskrit, Altgriechisch. Aber es sind die ausgestorbenen Sprachen – Altnordisch und Altdänisch –, die mich faszinieren.

Sprachen offenbaren, was es bedeutet, Mensch zu sein. Das Verlangen, uns verständlich zu machen, ist etwas Ursprüngliches. Wir malen Zeichen auf Papier, brabbeln irgendwelche Laute, dann einigen wir uns wie durch ein Wunder darauf, dass diese Kritzeleien oder Silben tatsächlich etwas bedeuten, und das alles nur, damit wir einander auf eine bestimmte Art und Weise erreichen können. Sanskrit hat sechsundneunzig Wörter für Liebe, von der besonderen Liebe einer jungen Mutter zu ihrem Baby bis hin zu einem für unerwiderte romantische Liebe, aber es hat doppelt so viele für Kummer. Mein Lieblingswort ist *sokaparayana*, was »ganz dem Schmerz ergeben« bedeutet. Ein seltsam tröstliches Wort, das mir sanft über die Lippen kommt.

Obwohl ich gut mit Worten umgehen konnte, neigte ich

dazu, das Offensichtliche zu übersehen. Dass mein Exmann sich endgültig von mir trennen wollte, begriff ich erst, als er die Scheidung einreichte. Dass mein Vater nicht mehr lange da sein würde, weil er sehr alt und außerdem schwer an Lungenkrebs erkrankt war, wurde mir erst so richtig bewusst, als ich nach seinem Umzug ins Pflegeheim mein Elternhaus ausräumte und plötzlich schluchzend auf die Knie sank, überwältigt von *dolor repentino*, einer jähen Schmerzattacke. Die quälende Erkenntnis, dass mein Zwilling Bruder Andy – der Mensch, der mir am nächsten stand – sich über Monate hinweg von mir distanziert hatte, drang mir erst nach seinem Tod und in den denkbar schlechtesten Situationen ins Bewusstsein: während einer Vorlesung vor einem voll besetzten Hörsaal, im Gespräch mit dem Dekan auf dem Flur. Immer wenn ich diese heftigen, plötzlichen, psychischen Dolchstiche empfand, schloss ich kurz die Augen oder wandte mich ab, um zu husten, während ich in Gedanken *sokaparayana, sokaparayana* wiederholte, bis ich wieder sprechen konnte.

Am sichersten fühlte ich mich in meinem Büro, allein mit meinen Büchern, Tabellen, Runenzeichen und alten Textfragmenten; und wenn ich eine Passage – oder nur ein Wort! – entschlüsselte, lief mir ein freudiger Schauer des Verstehens über den Rücken. In diesem Moment war die Distanz zwischen mir und einem anderen Menschen kurz aufgehoben. Es war, als würde jemand zu mir und nur zu mir sprechen.

Zwei Jahrzehnte lang hatten diese Schimmer der Verbundenheit genügt, um mir Kraft zu geben, aber mit der Zeit verloren sie allmählich ihren Glanz. Die persönlichen Offenbarungen nährten mich nicht mehr, wärmten mich nicht mehr so wie früher. Ich sehnte mich nach mehr Nähe zum mensch-

lichen Herzen. Nicht durch Worte – wie erhellend oder geistreich sie auch sein mochten –, sondern in der lebendigen Welt.

Genau um acht Uhr an jenem Abend – am Ende meiner Sprechstunde – stand ich auf und schloss die Tür ab. Straffte die Schultern, strich meinen Rock glatt und setzte mich wieder hin. Draußen vor dem Fenster warf die unbarmherzige Spätaugustsonne lange Schatten über das dürre Gras im Campushof.

Ich öffnete die E-Mail. Die Betreffzeile war leer, aber Wyatt hatte sich nie an gute Umgangsformen gehalten. Mir pochte der Kopf vor Erschöpfung am Ende des Sommersemesters. Ich war nicht in der Stimmung, von Professor Speeks irgendetwas Neues über meinen Bruder zu erfahren, vielleicht liebevolle Erinnerungen daran, wie er Andy durch die anstrengende Zeit der Promotion geholfen hatte, oder auch nur irgendetwas Lustiges, das Andy während ihres gemeinsamen Jahres im Eis gesagt oder getan hatte.

Ich erwog, die Nachricht ungelesen zu löschen, aber ich spürte ein Kribbeln in den Fingern. Irgendetwas gab mir zu verstehen: *Tu's nicht*. Dennoch sträubte ich mich, bis von tief unten in meiner Wirbelsäule ein dunkleres Wissen heraufdrängte und mich warnte, dass es ein schrecklicher Fehler wäre, die Mail nicht zu öffnen.

Von: Wyatt.Speeks@ArcticGreenlandScience.org

An: VChesterfield@Brookview.edu

Hallo, Val. Hoffe, es geht dir gut, alles in allem. Hier bei uns ist was passiert. Wir haben einen Körper im Eis gefunden, draußen auf Gletscher 35A. Ein kleines Mädchen. Wir konnten sie

aus dem Eis schneiden und ins Camp bringen. Val, wir haben sie aufgetaut, und sie lebt. Frag mich nicht, wie das möglich ist. Ich kann's nicht erklären. Sie ist acht, neun Jahre alt, schätze ich. Und sie redet fast pausenlos, aber in einer Sprache, die ich noch nie gehört habe. Nicht mal Pitak, unser Versorgungspilot aus Qaanaaq, versteht ein Wort, und der spricht Inuktun. Auch Jeanne ist ratlos, also können wir das Mädchen bloß mit Essen versorgen und ständig nicken und krampfhaft überlegen, wie es weitergehen soll.

Ich habe eine Tonaufnahme von ihr angehängt. Vielleicht verstehst du ja, was sie sagt? Du bist die Expertin. Hör sie dir an, und melde dich, sobald du kannst. Und erzähl bitte niemandem von der Sache.

Wyatt

Die MP3 ruckelte über meinen Bildschirm wie eine Skyline.
Ein aufgetautes Mädchen, das lebte?

Schweiß perlte mir auf der Stirn, obwohl die Klimaanlage auf vollen Touren lief. Ich stand auf, trat ans Fenster, setzte mich wieder hin. Sah auf die Uhr: zu früh für eine Pille. Ich trank den letzten Schluck abgestandenen Kaffee in meiner Tasse, zog ratternd eine Schreibtischschublade auf, nahm eine Flasche Amaretto heraus und füllte die Tasse halb. Der süße, warme Alkohol drang rasch durch meinen leeren Magen ins Blut. Machte alles weicher.

Ich dachte an die zahllosen Male, die ich Andys Stimme in den letzten fünf Monaten im Kopf abgespielt hatte, wie lebendig er auf diese Weise noch immer für mich war. Erinne-

rungen daran, wie wir als Kinder durch das Haus am See hoch im Norden von New York tobten, die T-Shirts noch nass vom Schwimmen. Oder Quartett und Monopoly spielten, während unsere geliebte Hündin Frida sich an uns kuschelte und unsere Eltern sich mit zu vielen Cocktails in eine gute Stimmung tranken: ein seltener Lichtblick in ihrer zerbrechenden Ehe. Und das beruhigte uns, stärkte unsere gemeinsame Illusion, dass sie zusammenbleiben würden, wenn wir nur brav genug waren.

Immer mal wieder hatte ich mich in die Fotos vertieft, zugelassen, dass ich »etwas fühlte«, wie meine Therapeutin mir riet. Ich trauerte um jedes Hemd und jedes Paar Schuhe, als ich seine Kleidung und seine Sachen verschenkte oder entsorgte. Doch von einigen Dingen konnte ich mich nicht trennen, vor allem nicht von seinen Zeichnungen. Der einzige andere Ort, an dem er weiterlebte, war mein Handy: Ein Dutzend gespeicherte Nachrichten war noch da.

Auf meinem Bildschirm pulsierte jetzt der rote Vorwärtspfeil für die Tonaufnahme. Mein Finger schwebte zitternd über der Maustaste. Ich brachte ihn unter Kontrolle und klickte auf Play.

Der erste Schock war die Panik in dieser hohen, niedlichen Mädchenstimme, denn obwohl ich kein Wort verstand, löste sie sofort den Impuls aus, das Kind fest in die Arme zu schließen. Der bebende Schmerz in den absolut fremdartigen Worten wurde in dem Achtundzwanzig-Sekunden-Clip nur noch intensiver, als würde die Kleine um irgendetwas flehen. Ich versuchte mir vorzustellen, wie sie im Eis gefangen gewesen war, mir auszumalen, was für Schrecken sie dort hingebracht haben mochten.

Ich spielte die Aufnahme erneut ab.

Was für eine Sprache ist das?

Natürlich tippte ich als Erstes auf Westgrönländisch, hörte aber keinerlei Übereinstimmung. Dänisch war es auch nicht – Grönland war von Dänen besiedelt worden –, aber nein, das hier war Dänisch, das in einen Mixer geworfen und mit irgendwas vermischt worden war. *Finnisch?* Auch das nicht ganz. Die Vokale waren zu lang, die Betonung lag auf der letzten Silbe. Es war eindeutig kein Norwegisch, und für Schwedisch war es zu knapp und abgehackt. Ich holte eine Aufnahme mit Altnordisch auf den Bildschirm und hörte sie mir parallel zur bebenden Stimme des Mädchens an. Der Tonfall war stellenweise ähnlich, aber ich konnte kein einziges Wort zuordnen. Diese Sprache war mir völlig neu.

Ich war ratlos.

Ich lauschte ein weiteres Mal.

Und noch mal.

Mir wurde heiß im Gesicht. Der Bildschirm beschlug von meinem Atem, als ich mich vorbeugte, als ob Nähe mir weiterhelfen könnte.

Nichts – ich verstand lediglich pure Emotion.

Ich lehnte mich zurück. Versuchte, mir alles in Erinnerung zu rufen, was ich in linguistischer Hinsicht über den Ort wusste, wo Wyatt war – wo Andy gestorben war.

In Grönland wurden drei Hauptdialekte gesprochen: Westgrönländisch, Ostgrönländisch und Inuktun, das nur knapp tausend Muttersprachler hatte. Während des Studiums hatte mich diese Kultur aus Tierhäuten, Sehnen, Knochen, Stein, Schnee und Eis fasziniert, doch am Ende wurde ich eher zur Generalistin. Ich war in der Lage, Sprachen routiniert zu entschlüsseln, wenn ich genug Kontext und Anhaltspunkte hatte.

Ich stand auf und tigerte hin und her, die Tasse in der Hand. Tatsache war: Ich *musste* gar nichts machen. Ich könnte so tun, als hätte ich die Mail nie geöffnet. Wyatts Anrufe ignorieren. Ich wollte bloß zurück nach Hause schleichen und mich mit meinem Alkohol und meiner Trauer verkriechen und nie wieder hervorkommen.

Wenn ich nur nicht ihre Stimme gehört hätte! Ich hätte die ganze Sache vergessen können. Doch selbst als die Aufnahme zu Ende war, hallte sie in mir nach, spürte ich ihren Klang, ein schnelles Pulsieren in meinen Kieferknochen. Mit Wyatt zu reden – oder ihm nur eine E-Mail zu schicken – würde das ganze Grauen mit Andy wieder zurückbringen, aber *wer war das Mädchen?* Und wieso kein Foto oder Video? Gab es da etwas, das ich nicht sehen sollte? Ich drehte mich um, nahm die vier Wände meiner kleinen Welt in Augenschein. Meine deprimierend vertrauten Poster, die Bücherregale, mein Krimskrams – sogar meine gerahmten Ehrungen und Auszeichnungen – trösteten mich und widerten mich zugleich an. *Es ist bloß ein Anruf, Val*, dachte ich. *Herrgott noch mal, das schaffst du.*

Ich kippte den Rest meines Amarettos herunter und griff nach dem Festnetztelefon, um Wyatt am anderen Ende der Welt in seiner Klimaforschungsstation auf der Insel Tarrarmiut – übersetzt »Schattenland« – vor der Nordwestküste Grönlands anzurufen. Meine Hand war bereits schweißnass, als ich auf das seltsame *Dad-dad-dad* des Auslandsanrufs lauschte. Falls es nicht zu bewölkt war und der Wind, der fast ständig mit fünfzig Meilen pro Stunde blies, die Antennen nicht weggerissen hatte, würde der Satellitenanruf durchgehen, und dann gäbe es kein Zurück mehr.

Zwei

Ich stieß die Eingangstür des Pflegeheims auf, in dem mein Vater untergebracht war, und fragte mich, wie viele Samstagmorgen ich wohl noch mit ihm verbringen würde – aus Pflichtgefühl, aus einer alten fehlgeleiteten Liebe heraus oder weil ich dem Hirngespinnst anhing, er könnte mich eines Tages wirklich gernhaben. Oder ganz realistisch, wie viele Samstagmorgen er wohl noch hier auf Erden sein würde.

Mit gesenktem Kopf trug ich mich auf einem Klemmbrett am Empfang ein.

»Hallo, Val«, sagte Oberschwester Carla, die das Fenster aufschob und zu mir hinausschaute. »Wie geht's?«

Sie wusste von Andy, und sie war ein lieber Mensch, aber ich setzte als Antwort ein falsches Lächeln auf, weil ich einfach keine Lust hatte, auch nur eine Sekunde lang jemandem zu offenbaren, wie es wirklich in mir aussah. »Wie geht's meinem Vater heute?«, fragte ich.

»Gut«, sagte sie und kam rasch zur Sache – erleichtert, wie es schien. »Hasst den neuen Freizeitplan. Aber den alten konnte er ja auch nicht leiden. Hat das Frühstück wieder nicht angerührt.« Sie überflog ein Formular, das sie gerade ausgefüllt hatte, als ich hereinkam, blickte dann wieder zu mir auf. »Er ist im Aufenthaltsraum.«

»Danke«, sagte ich, rechnete jetzt voll und ganz mit einem schlecht gelaunten Dad und war plötzlich froh, dass ich gerade

eine Schachtel mit Karamellbonbons ins Heim schmuggelte, seine Lieblingssorte, obwohl sie ihm als Diabetiker verboten waren.

In dem Pflegeheim, einem sanierten Hotel aus den Zwanzigerjahren, roch es penetrant nach Desinfektionsmittel, und die Luft war kaum kühler als der sengend heiße Tag draußen. Traurige Zebrafische drückten die Mäuler stumpfsinnig gegen das Glas eines Aquariums, wo sie mit zarten Rückenflossen wedelnd in einem Nebel ihrer eigenen Exkremente schwammen.

Als wäre er Teil des Mobiliars geworden, saß mein einundneunzig Jahre alter Dad, Dr. Joseph Chesterfield, Klimaforscher, einst ein bärenstarker, einen Meter dreiundneunzig großer Draufgänger mit scharfem Verstand und hitzigem Temperament, der Schrecken von Klimaforschungsstationen rund um die Welt, reglos und tief eingesunken in der Höhle seines Lieblingsohrensessels. Seine knorrigen Knie ragten höher als die Armlehnen, und zwischen Hosenbeinsaum und ausgefranseter Polyestersocke lugten einige Zentimeter haarloses Schienbein hervor. Er hatte den Sessel ans Fenster gezogen, um einen Blick auf die Außenwelt zu haben, einen Ort, den er schmerzlich vermisste, wie ich wusste.

Er schlief tief und fest. Ich wog meine Optionen ab. Ich könnte zurück ins Büro fahren und ein paar liegen gebliebene Seminararbeiten korrigieren, nach Hause und meinen Gewürzschrank aufräumen, auf dem Heimtrainer in meinem Schlafzimmer genau drei Meilen radeln ...

Er öffnete ein meerblaues Auge. »Du hast zehn Uhr gesagt.«

»Ich hab die Zeit vergessen.«

»Es ist zehn nach elf«, stellte er nachdrücklich fest, ohne Armbanduhr, Wanduhr oder Handy in Sichtweite. Ich warf

einen Blick auf die Uhr an der Wand hinter ihm. Genau zehn nach elf. Er stemmte sich in eine etwas ordentlichere Sitzposition hoch, strich flaumige Haarsträhnen nach hinten und deutete auf einen zweiten Ohrensessel. »Setz dich«, sagte er. »Betrachte das Universum mit mir.«

Meine Fluchtpläne verflüchtigten sich in traurigen kleinen Denkblasen, während ich brav den schweren Sessel dorthin bugsierte, wo mein Dad in der vollen Sommersonne saß.

»Also, wieso isst du nicht, Dad?« Als ob ich selbst noch wie ein normaler Mensch essen würde.

»Ich esse nun mal nicht, wenn ich keinen Hunger habe.«

Ich reichte ihm die Karamellbonbons. Mit einem Seitenblick in Richtung Personal versuchte er, die sadistische Zellophanverpackung aufzubekommen.

»Moment, Dad, ich hol eine Schere oder so.«

»Lass mal«, sagte er und knabberte an einer Ecke der Schachtel. »Ich hab's gleich.« Er biss die Folie mit einem Eckzahn durch und riss dann maßlos zufrieden mit sich einen sauberen Streifen ab. Er schob sich ein Bonbon in den Mund, hielt mir die Schachtel fast widerwillig hin.

»Nein, danke.«

»Achtest du auf deine Figur?« Seine Augenbrauen hüpfen, als hielte er das für eine gute Idee.

»Die sind nur für dich, Dad.«

Er kaute aggressiv, seine Kiefermuskeln malmten und zuckten. »Was gibt's Neues, Kleine?«

Eine zierliche, fast zahnlose alte Frau, die im Stehen so groß war wie er im Sitzen und eine Schürze mit kleinen gelben Enten darauf trug, kam herüber und drückte ihm einen Tennisball in die Hand.

»Nicht jetzt, Marie«, sagte er und gab ihr den Ball zurück, aber sie warf ihn ihm wieder zu, das Gesicht in einem schwachen Lächeln erstarrt.

»Nimm ihn doch einfach, Dad, wenn es sie glücklich macht«, sagte ich leise. Marie hatte Alzheimer, war aber unübersehbar in meinen Dad verliebt. Früher, als sie noch klarer bei Verstand war, hatten sie sich darüber unterhalten, dass sie beide in den Tennisteamen ihrer jeweiligen Highschools gespielt hatten. Irgendein Teil ihres Gehirns hatte diese Tatsache behalten.

»Danke für den Ball, aber meine Tochter ist zu Besuch«, sagte er laut, als wäre ihr Gehör das Problem. Er nahm den Ball und klemmte ihn neben seine knochige Hüfte. Marie nickte freudig und eilte davon. Er schüttelte den Kopf, knurrte: »Gott, wenn ich daran denke, was für Frauen früher hinter mir her waren. Weltklaseschönheiten. Jetzt habe ich Marie. Darauf läuft alles hinaus. Auf eine einzige Scheiße. Merk dir das, okay? Merk dir das.« Er putzte sich die Nase mit einem durchweicherten Taschentuch, taxierte mich mit wässrigen Augen. »Was hast du zu deiner Verteidigung zu sagen?«

»Ich habe gestern Abend mit Wyatt gesprochen.«

Seine Augen weiteten sich, wurden dann dunkel vor Schmerz, und er blinzelte ins Sonnenlicht. »Irgendwelche ...« Seine Stimme bebte. Er räusperte sich. »...neuen Informationen?«

»Nicht ... über Andy.« Ich setzte mich aufrechter hin, spielte mit dem Gedanken, ihm nichts zu sagen. »Dad, hast du je gehört, dass ein Mensch, der eingefroren war, nach dem Auftauen wieder gelebt hat?«

Er sah mich wütend an, platzte heraus: »Soll das ein Witz sein?« Mehrere Pfleger und Bewohner blickten zu uns herüber.

»Nein«, sagte ich leise, in der Hoffnung, dass er sich meiner Lautstärke anpassen würde. »Wieso sollte ich über so was Witze ...«

»Verliert Wyatt da draußen den Verstand? Ich würde das jedenfalls, nach dem, was mit Andy passiert ist, und wenn ich im Jahr davor da überwintert hätte. Das Arschloch ist nicht mal zur Beerdigung gekommen.«

»Er konnte nicht weg... die Forschung, weißt du nicht mehr?«

Er funkelte mich an, als wäre ich zu blöd, eine glasklare Wahrheit zu erkennen. »Ich konnte ihn nie leiden.« Er warf die Schachtel Karamellbonbons auf einen Tisch in der Nähe. »Wer hat wen angerufen? Er dich?«

»Ich hab ihn angerufen, weil er mir gemailt hatte, dass er ein im Eis eingefrorenes Mädchen gefunden hat.« Ich beugte mich näher zu ihm. »Die Kleine hat überlebt, Dad. Sie spricht, redet die ganze Zeit, aber Wyatt versteht kein Wort, auch Jeanne nicht ...«

»Jeanne? Die zähe alte Schachtel ist noch immer da draußen?«

»Dad, hör mir zu. Er hat mir eine Tonaufnahme von dem Mädchen geschickt. Und ich verstehe rein gar nichts.«

»Nicht mal *du*?«

»So was hab ich noch nie gehört.«

»Zunächst einmal glaube ich diesen Bockmist nicht, dass jemand aus dem Eis auftaut und das überlebt. Wo will er das Mädchen gefunden haben?«

»Gletscher 35A.«

»Der liegt Hunderte Meilen von irgendwas entfernt. Da gibt es keine indigene Bevölkerung. Gab es nie.«

Ich beobachtete durch das Panoramafenster, wie ein kleines Mädchen seine betagte Großmutter mit sanfter Gewalt den Bürgersteig entlangzog. Das Mädchen sah aus wie höchstens sieben. Sie wirkte so klein. »Dad, Wyatt ist nicht verrückt. Er ist so einiges, aber das nicht.«

Mein Vater beugte sich in seinem Sessel vor. Ich sah das alte Feuer in ihm aufblitzen. »Wir kennen nur seine Version, Val, verstehst du? Da draußen könnte alles Mögliche passiert sein.«

»Er hat mich gebeten zu kommen. Ich soll versuchen, mit dem Mädchen zu reden. Er übernimmt alle Kosten, auch meinen Einkommensausfall. Er will, dass ich mich sofort auf den Weg mache.«

»Nach Grönland? Zum Polarkreis? *Du?*«, schnaubte er. »Du bist doch noch nie aus Massachusetts rausgekommen.«

Meine Stimme wurde leise. »Ich hab die Klassenfahrt nach Washington gemacht. In der Highschool.«

»Ach ja. Washington. Wo du dich geweigert hast, in die Maschine für den Rückflug zu steigen? Ich musste meine Arbeit unterbrechen, mit dem Auto hinfahren, dich abholen und den ganzen Weg zurückkutschieren.«

Ich fühlte mich wehrlos und traurig. Was hätte es gebracht, ihm zu erzählen, dass ich seitdem ein paarmal geflogen war – kreuzunglücklich und zugehörnt, aber immerhin zu genau einer Hochzeit und einer Beerdigung, um dann wieder zurück nach Hause zu hasten wie ein Einsiedlerkrebs in sein Schneckenhaus? Niemand musste mich an meine Unzulänglichkeiten erinnern, schon gar nicht mein Vater. Ich wusste, welcher Zwilling sein Liebling gewesen war, der charismatischste, charmanteste, witzigste, mutigste.

Aber ich war der Zwilling, der noch lebte.

»Dad, ich erzähle dir nur, was er gesagt hat. Natürlich kann ich nicht hin. Ich hab Seminare, und ich hab ...« Ich verstummte kläglich. Was *hatte* ich denn? Keinen Mann, keine Kinder, bloß meinen Vater und meinen cholerischen Ex, Matt. Nach unserer Trennung hatte ich mich einige Monate lang an meiner Überzeugung geweidet, das Richtige getan zu haben, bis ich dann anfang, ihn zu vermissen, und beängstigend nahe dran war, ihn im betrunkenen Zustand anzurufen. Aber dank Facebook und ein paar mal Tippen mit meinen weinfeuchten Fingern fand ich ihn, knutschend mit einer streng aussehenden Blondine mit einer endlos hohen Stirn. Auch die Arbeit war seltsam – ein Sabbatjahr befreite mich von anstehenden Herbst- und Frühjahrsseminaren, um an einem Projekt zu arbeiten, das mich mit der Zeit immer mehr langweilte. Die Übersetzung einer Bücherreihe mit aramäischen Gedichten war mir faszinierend erschienen, als ich mich Monate vor Andys Tod darauf beworben hatte. Jetzt ödete mich der Gedanke an, diesen Texten, die mir ein bisschen zu viele Liebesgedichte beinhalteten, sechs Monate lang Bedeutung abzuringen. Mich hielt absolut gar nichts hier, abgesehen von Besuchen bei meinem Vater oder Verabredungen zum Kaffee mit Andys trauernder Verlobten Sasha, aber ich hatte das Gefühl, dass auch sie sich von mir zurückzog. Jedes Mal, wenn sie mich sah, sah sie Andy, was sie völlig fertigmachte.

Dad sank tiefer in seinen Sessel, hob die langfingrigen Hände wie zum Gebet an die Stirn. »Irgendwas geht da vor sich.«

»Na ja, offenbar ...«

»Nein, Val, hör mir zu.« Seine Stimme wurde tief und rau. »Wyatt führt irgendwas im Schilde, und es hat mit deinem Bruder zu tun. Das weiß ich. Da bin ich mir ganz sicher. Er ist ein hinterlistiger Dreckskerl.« Er hievte sich auf die Beine,

und seine dünne Statur schwankte vor und zurück, bis er seine Gehhilfe packte.

Dieser Groll auf Wyatts Nähe zu Andy war kein neues Thema bei meinem Dad. Klar, er war dankbar gewesen, als Andys Prof ihm geholfen hatte, die Promotion zu schaffen, ihm Druck gemacht hatte, Abgabetermine zu halten (Andy lebte gern in den Tag hinein), ihm ein gnadenloser Mentor war, bis mein Bruder eines schönen Tages seinen Doktor in Klimaforschung in der Tasche hatte. Jeder, der in dem Restaurant war, wo Andy seine Promotion feierte, konnte die gegenseitige Zuneigung der beiden spüren. Lehrer und Student verhielten sich wie Vater und Sohn.

Und das war das Problem.

»Komm mit.« Das Gesicht meines Vaters wurde starr vor Entschlossenheit. »Wir machen einen Spaziergang.«

Über die Gehhilfe gebeugt, schlurfte er in seinen klobigen orthopädischen Schuhen über den hell erleuchteten Flur. Seine spitzen Schulterblätter drückten gegen sein dünnes Sommerhemd wie die Flügel eines ausgestorbenen Vogels. Ich nahm meine Handtasche und folgte ihm. An der Tür drehte er sich zu mir um, und ich konnte nicht wegschauen – obwohl ich es wollte. Nur für einen Moment waren all die Wut, Trauer und Verzweiflung, die zu empfinden ich nicht ertragen konnte, in sein einst attraktives Gesicht eingegraben. Sein Sohn, sein Ein und Alles – der Junge, der ihn auf eine Weise erweichen konnte, wie ich es nie vermochte –, hatte sich das Leben genommen, und nur ich war übrig.

Ich passte mich seinem stockenden Gang an, und wir traten durch die Doppeltür hinaus in die brutale Hitze, wo wir einen gepflegten Fußweg unter schlaffen Ulmen entlanggin-

gen, deren schlanke Blätter sich vor Durst wellten. Sommer am North Shore von Boston, ohne dass eine Spur von Regen oder Meeresbrise für Linderung sorgte.

»Val, wie du weißt, glaube ich nicht, dass dein Bruder sich umgebracht hat.«

»Ja, Dad. Aber worauf willst du hinaus?«

Die Falten in seinem Gesicht vertieften sich vor Wut.

»Dad, es ist zu heiß, um ...«

Er knallte seine Gehhilfe auf den Asphalt und bekam einen Hustenanfall. »Dein Bruder«, sagte er, stockte kurz, um Atem zu holen, »war nicht depressiv. Er war nicht der Typ ...«

»Wie kannst du das sagen, Dad? Natürlich war er depressiv. Er war jahrelang depressiv. Du hast ihn nicht gekannt ...«

»*Ich habe ihn gekannt!*«, schrie er, blinzelnd, spie Speicheltröpfchen in die brütend heiße Luft. Seine Augen wurden feucht. Das kleine Mädchen, das seine Grandma besuchte, blickte verschreckt auf. »Andy war mein Sohn, und ich habe ihn gekannt, und ich habe ihn geliebt.«

Ich legte eine Hand auf seinen herzerreißend dünnen Unterarm. »Ich weiß, Dad. Ich weiß.«

Er zog seinen Arm weg und fuhr sich mit zitternder Hand über den Schädel, strich abstehende Büschel glatt. »Und so etwas hätte er nie, niemals getan.«

»Dad.« Meine Stimme war fast nur noch ein Flüstern. »Vielleicht sollten wir jetzt nicht darüber reden.« Manchmal dachte ich, seine Trauer würde ihn niederstrecken, ihm die letzte Kraft rauben, ihn umbringen, und ich wäre nicht imstande, das zu überleben.

»Lass mich ausreden, verdammt.« Er stützte sich schwer auf seine Gehhilfe, die selbst bei vollständig ausgezogenen Beinen

nicht hoch genug für ihn war. »Dein Bruder hat diese Welt zu sehr geliebt ... Ja, er war traurig darüber, was wir dem Planeten antun, aber er hat ihn geliebt. Er ... er hätte *niemals* ...«

Er schwankte, die Gummikappen der Gehhilfe blieben immer wieder an dem Asphalt hängen, während er kleine Schritte vorwärts machte. Ich hielt ihn am Arm fest. »Dad, kurze Pause. Setz dich.«

Ich umfasste sanft seinen schmalen Oberkörper, drehte ihn ein wenig, und er ließ sich von der Schwerkraft auf die Bank ziehen, die laut einer Inschrift Mr und Mrs Gerald K. Waterston gewidmet war.

»Hör mal, Kleines, wenn ich nicht so ein verfaulender Müllhaufen wäre, säße ich jetzt im Flugzeug, um Dr. Speeks einen kleinen Besuch abzustatten. *Genau jetzt*, hörst du? Und ich will verdammt sein, wenn ich nicht die Wahrheit rausfinden würde«, sagte er, während er in sämtlichen Taschen vergeblich nach seinem Taschentuch kramte.

Ich konnte seinen paranoiden Verdacht, dass Wyatt eine Rolle bei Andys Tod gespielt hatte, nicht nachvollziehen, aber er war schon immer ein eher argwöhnischer Mensch gewesen. Jahrelang hatte er Mom vorgeworfen, sie habe ihn betrogen, während er in der Antarktis im Einsatz war. Aber sie war verrückt nach ihm gewesen, schon immer. Was hätte es also genutzt, ihn daran zu erinnern, dass Andy nach einem angeblich normalen Märzabend in der arktischen Forschungsstation auf Tarrarmut, wo die Temperatur bei minus achtundzwanzig Grad lag, mit Windböen von achtundvierzig Grad unter null, im Morgengrauen draußen gefunden worden war, auf der Seite zusammengerollt, barfuß, nur bekleidet mit Boxershorts. Erfroren. Keine Anzeichen eines Kampfes.

»Es ist schwer zu akzeptieren, Dad, aber ...«

»Aber du, Val. Du bist jung. Du bist stark, auch wenn du dein Leben damit vergeudest, so zu tun, als wärest du es nicht. Und du hast demnächst diese Auszeit an der Uni. Wie immer du das auch nennst.«

»Sabbatjahr.«

»Du fliegst hin, verstanden? Er bezahlt dich sogar dafür. Und weißt du, warum? Weil er weiß, dass du rausfinden wirst, was dieses Mädchen – wo immer er es gefunden hat – zu sagen versucht, weil *du das kannst*.« Seine Stimme stockte, doch er sprach weiter. »Schließlich hast du zwanzig Jahre deines Lebens damit verbracht, richtig gut darin zu werden.«

Während ich in meiner zu warmen Baumwollbluse mit passendem Rock schwitzte und auf die in der Hitze verdorrenden Rosen und das zu kurz geschnittene welke Gras starnte, wurde mir plötzlich klar, dass ich ihm nur von dem Anruf erzählt hatte, weil ich *wollte*, dass er mich umstimme, mein störrisches, festgefahrenes Selbst überwand. Dass er der Person die Meinung geigte, die jeden verdammten Abend das Gleiche aß – Caesar Salad mit gegrilltem Hähnchen, keine Croûtons –, weil sie Angst hatte, etwas anderes auszuprobieren, die freudlos ihre Schritte auf dem Stairmaster zählte, während sie zuschaute, wie die Frauen beim Zumba mit unfassbarer Hemmungslosigkeit die Hüften schwangen. Der Person, die sich an ihren streng geregelten Tagesablauf klammerte: um sechs aufstehen, niemals später als zehn ins Bett, nach einer Wiederholungsfolge *Columbo*, nur um dann in die Dunkelheit zu starren und sich zu fragen: *Warum habe ich immer solche Angst, und wovon genau habe ich Angst?*

Ich konnte spüren, dass mein Dad mich beobachtete, auf

eine Antwort wartete, während ich mich meiner altvertrauten Enttäuschung hingab, dass seine sehnlichsten Wünsche nichts mit mir zu tun hatten. Zudem sorgte er sich nicht um meine Sicherheit oder mein Glück. Ich war nur ein Werkzeug der Gerechtigkeit.

»Flieg hin, Val«, sagte mein Vater und packte die Griffe der Gehhilfe so fest, dass seine Adern hervortraten, ließ sie dann aber wieder los. »Sonst brauchst du dich hier nicht mehr blicken zu lassen.«

Am selben Abend hätte ich nicht mehr sagen können, wie oft ich die achtundzwanzig Sekunden lange Aufnahme abspielte. Ich verlangsamte die Stimme des Mädchens, beschleunigte sie, versuchte, sie mit jeder bekannten Sprache auf der Welt oder zumindest mit denen in der nördlichen Hemisphäre abzugleichen. Keine Übereinstimmungen, keine Überschneidung, nichts. *Was sagt sie, was will sie, was ist ihr zugestoßen?*

Je betrunkenener und müder ich wurde, desto stärker verwischten die Grenzen, und das Kind wurde mehr und mehr ich, als kleines Mädchen, unsichtbar hinter dem Bruder, den ich gleichermaßen anhimmelte und verabscheute, wurde zum unausgereiften Sprachrohr meines eigenen Kummers. Schließlich war ich so betrunken, dass ich Andys Mailbox-Nachrichten abspielte. Ich hätte genauso gut mit einer Schere auf mich einstechen können.

Doch als ich am nächsten Morgen aufwachte, war ich nüchtern und klar. Beim Kaffee spielte ich jede Mailbox-Nachricht noch einmal ab und löschte sie anschließend. Ich würde Andy nie wieder sehen und nie wieder mit ihm sprechen. Aber dieses Mädchen – egal, wo Wyatt sie gefunden hatte – war am

Leben. Das Flehen in ihrer Stimme war unüberhörbar, ihr Leiden offenkundig. Und Wyatt war aufbrausend – ein paar haarsträubende Geschichten, die Andy erzählt hatte, fielen mir wieder ein. *Wie war er mit kleinen Kindern?* Zittrig öffnete ich das Döschen mit meinen Tabletten und kippte den Inhalt auf die Arbeitsplatte. Genug für zwei Wochen. Ich würde einen Monatsvorrat brauchen, vielleicht mehr. Doppelte Dosen für den Flug. Es könnte klappen.

Ich nahm das dicke Heft mit aramäischen Gedichten, die ich in den nächsten sechs Monaten übersetzen sollte. Ich schlug die erste Seite auf, und meine Augen wurden schon glasig, als ich die erste Zeile übersetzte – irgendwas über einen Sonnenuntergang, den Schmerz unerwidelter Liebe. Ich stellte mir die alte Krypta vor, wo der Originaltext gefunden worden war, daneben die von der Zeit zu Staub zermahlene Knochen des Dichters, dessen Leidenschaften, Träumereien, Sehnsüchte ich jetzt offenlegen sollte. Es wäre unmöglich, mich dieser Aufgabe zu widmen. Nahezu irrational. Wie könnte ich in dem Wissen hierbleiben, dass ich vielleicht den Schlüssel in Händen hielt, um die verzweifelten Bedürfnisse, Tragödien, Geheimnisse eines lebenden Menschenkindes ans Licht zu holen?

Ich duschte, zog mich an, und kurz bevor ich mich auf den Weg zur Uni machte, schrieb ich Wyatt eine Mail, in der ich ihn bat, meine Reise nach Grönland zu arrangieren.

Er buchte mich auf die nächste Maschine.

Sie flog in acht Tagen.

Drei

Nach einer absurden Reihe von Sicherheitskontrollen stand ich schwankend im grellen Licht des militärischen Wartebereichs des Flughafens, eine übernächtigte, halb kaputte Version meiner selbst. Es war kurz nach vier Uhr morgens, eine furchtbare, unwirkliche Uhrzeit. Die ganze Nacht über hatte ich meine Tasche immer wieder umgepackt, damit sie nicht mehr als zwanzig Kilo wog, meine Obergrenze, wie man mir gesagt hatte – und ich trotzdem alles mitnehmen konnte, was ich brauchte. Benebelt vom Lorazepam, sagte ich mir immer wieder, dass ich nur eines schaffen musste: *In das Flugzeug steigen*. Ich rieb mir die Hände mit Salbe ein – meine Haut war stets ein Indikator für meine psychische Verfassung –, doch so viel ich sie auch eincremte, nichts schien das Ekzem zu lindern.

Ein riesiger Frachtflieger, dunkel wie ein feuchter Grabstein, stand wartend auf dem regennassen Rollfeld, rote und orange Lichter blinkten an den Tragflächen. Keine Fenster außer die für den Piloten. Vielleicht war das ja gut so. Arbeiter luden zahllose in Folie eingeschweißte Kisten mit Gerätschaften und Vorräten durch eine zwei Stockwerke hohe Frachttür in den fast bodentiefen Bauch. *Wie soll dieses Monstrum von der Erde abheben?*

Der Flug nach Thule, Grönland, dem nördlichsten Stützpunkt der US Air Force, war bloß die erste Etappe der Reise zu Wyatts eisiger Insel achthundert Meilen nördlich des Polar-

kreises. Ich hatte Wyatts E-Mail mit den Flugdaten rauf- und runtergescrollt; es war kein Rückflug gebucht. Am Telefon hatte er erwähnt, dass er die Insel spätestens bis zur letzten Oktoberwoche verlassen wollte, wenn die Sonne unterging und erst im Februar des folgenden Jahres wieder aufging. Ich schickte eine panische Mail. Er versicherte mir, dass die Flüge vor Ort – also von Thule zu verschiedenen Dörfern oder Forschungsstationen – eher spontan und nach Bedarf organisiert wurden, weshalb es keine genauen Flugpläne gab. Was die Rückkehr in die Vereinigten Staaten anging, da waren wir von diesen Militärflügen abhängig.

An dem Tag nach meiner Zusage, dass ich kommen würde, traf die genormte Polarausrüstung für mich mit der Post ein: gesteppte Overalls, Hightech-Leggings und langärmelige Shirts, oranger Parka, Weste und Mütze. Riesige Gore-Tex-Handschuhe reichten mir fast bis zu den Ellbogen, und monströse orange Boots sahen aus, als könnte Goofy sie tragen. Mich schauderte bei dem Gedanken, dass ich das alles brauchen würde, bloß um zu überleben.

»Hey«, sagte eine fröhliche Stimme hinter mir.

Ich fuhr herum und hätte meinen Rucksack fast gegen eine junge Frau geknallt.

»Bist du vielleicht Valerie Chesterfield?«, fragte sie mit einem britischen Akzent, der so perlend klang, dass ich an frisch eingeschenkten Champagner in geriffelten Kristallgläsern denken musste.

»Ja«, sagte ich und schüttelte die Hand, die sie mir hinhielt.

»Ich bin Nora, und das ist Raj.« Ein schwächlicher, gut aussehender Mann mit einer sehnigen Kraft unter seinem Polartec-Pullover lächelte freundlich und begrüßte mich mit Hand-

schlag. Er trug eine runde Golddrahtbrille, die die Intelligenz in seinen tief liegenden Augen noch hervorhob.

Nora war schlank und hatte grünbraune Augen, ein breites, etwas schiefes Lächeln und schöne Zähne unter einer leicht gekrümmten Nase. Glänzendes schwarzes Haar fiel ihr in natürlichen Wellen über die Schultern – eine echte, aber charmant unperfekte Schönheit.

In einer Mail in allerletzter Minute hatte Wyatt mir noch mitgeteilt, dass ich am Gate vor unserem Flug die verheirateten Polarmeeresforscher Nora und Rajeev Chandra-Revard treffen würde. Diese Nachricht half, die Situation ein wenig zu normalisieren: Ich würde also nicht nur mit Wyatt, dem Mädchen und Jeanne – der Mechanikerin – sieben Wochen lang mitten im Nirgendwo leben.

»Ganz schön spannend, das alles, was?«, sagte Nora und zog ihren Tagesrucksack höher auf die Schulter. Sie sprühte vor Energie und Vorfreude. Ich gab mir alle Mühe, etwas Ähnliches widerzuspiegeln.

»Ein bisschen, ja.« Ein frischer Schwung Soldatinnen und Soldaten stellte sich für den Flug an, Spürhunde liefen zwischen ihnen herum.

Sie lachte, zog leicht die Augenbrauen zusammen. »Nur ein bisschen?«

»Ist das nicht eine unglaubliche Chance für dich?«, fragte Raj in einem ebenso charmanten britischen Tonfall. »Eine unbekannte Sprache zu dekodieren? Wyatt hat uns erzählt, du bist eine echte Expertin.«

Nora warf ihm einen Seitenblick zu. »Bitte, Darling, darüber sprechen wir lieber nicht hier, schon vergessen?«

Vielleicht hatten sie denselben Regierungsvertrag unter-

schrieben wie ich: Er verpflichtete uns, überall außer vor Ort über das Mädchen Stillschweigen zu bewahren.

»Und ihr? Seid ihr aufgeregt?«, fragte ich.

»Ja, natürlich sind wir das!«, sagte Nora.

Ihr strahlendes, nicht unter Lorazepam stehendes Ich haute mich fast um.

»Das ist eine große Sache für uns. Die Konkurrenz für Forschungsprojekte in der Arktis ist brutal. Wir strampeln uns alle ab, um ausgewählt zu werden, weißt du? Wir waren einmal in der Antarktis, aber noch nie in Grönland, und das Beste ist, die Insel ist so entlegen, dass sie noch nie richtig erforscht wurde.«

»Ständig im Labor zu sein, wird auf Dauer langweilig«, sagte Raj. »Irgendwann fällt einem die Decke auf den Kopf.«

»Ist bei dir doch genauso, oder?«, fragte Nora fröhlich. »Du nutzt bestimmt jede Gelegenheit, Sprachen vor Ort studieren zu können?«

»Absolut.«

»Boarding für Gruppe A«, dröhnte eine erschöpft klingende Stimme aus dem Lautsprecher. Ich sah auf mein Ticket: Gruppe A. Meine letzte Chance, das Weite zu suchen. Zurück in das Leben zu flüchten, das ich kannte: überschaubar, sicher, schrecklich. Als Nora und Raj sich dem Gate zuwandten, sagte ich mir: *Tief einatmen, damit du nicht kotzt. Immer nach unten gucken. Einfach Nora und Raj folgen – zusammen mit Dutzenden anderen, die offenbar nicht die geringste Angst haben, in diese Maschine zu steigen.*

Nicht nachdenken.

Einfach gehen.

Unsere Schritte hallten auf dem Wellblechboden einer langen grauen engen Gangway in die Maschine wider. Der kleine

Digitalrekorder, auf den ich die achtundzwanzig Sekunden lange Sprachaufnahme des Mädchens heruntergeladen hatte, steckte in meiner Jackentasche. Ich griff hinein, um ihn zu umfassen, wärmte den schmalen Plastikzylinder mit meiner Hand. Bei jedem Schritt sagte ich mir: *Deshalb gehst du weiter: Dieses Mädchen braucht deine Hilfe.*

Eine steile schmale Treppe führte in einen riesigen, spärlich beleuchteten Laderaum mit einer hohen gewölbten Decke. Wie ein hohler Wal aus Stahl. Festgezurrte Teile von Polarstationen, Geräte, Holzstapel, sogar Schneemobile versperrten den Mittelgang. Neben den Bergen von Ausrüstung waren Kojen mit am Boden verschraubten Feldbetten, jedes mit einem eng zusammengerollten Schlafsack am Ende, aber keine Sitze. Passagiere – entweder in Militärmontur oder für Polarbedingungen gekleidet – sahen sich um, wo sie es sich möglichst bequem machen konnten. Wer mit diesen Gegebenheiten vertraut war, sicherte sich rasch einen Platz und breitete seine Habseligkeiten aus. Nora und Raj suchten sich eine Koje; ich nahm mir die neben ihnen. Einige Leute legten sich gleich schlafen, ein paar Frauen, aber überwiegend kräftige Männer mit Hosenträgern und Wollmützen, eingemummelt in ihre Schlafsäcke, die Gesichter wettergegerbt und rot, die Arme verschränkt gegen unvergessene Kälte. Andere lagen da, den Kopf auf einen Ellbogen gestützt, lasen oder: Ohrhörer rein, iPads raus. Ich fragte mich, was sie wohl lasen oder wovon sie träumten oder woran sie arbeiteten. Was waren ihre Gründe, um die halbe Welt zu reisen?

Wir starteten in die Nacht. Ohne Fenster fühlte es sich surreal an, als wären wir in einem Raumschiff, das zum Mars raste. Ich biss eine Lorazepam halb durch und kaute sie wie ein Bonbon. Staunte über alle um mich herum, die es anscheinend völ-

lig kaltließ, dass wir in den Himmel hinaufschossen und genügend Ausrüstung an Bord hatten, um eine neue Welt auf einem anderen Planeten aufzubauen. Wieder fragte ich mich, warum ich außer meinem Vater niemandem erzählt hatte, wohin ich reiste. Wieder kam ich zu dem Schluss, dass es mir unmöglich erschien zu sagen, dass ich nach Grönland fliegen würde, ohne das Mädchen zu erwähnen, das aus dem Eis aufgetaut war.

Nora und Raj schmiegt sich unter einem Schlafsack auf ihrem Feldbett aneinander, flüsterten sich ab und zu etwas zu, während sie mit Stirnlampen lasen. Eine Stunde später war Nora eingeschlafen, ihr Kopf auf Rajs Brust, ihr Taschenbuch aufgeklappt auf dem Schlafsack. Er hatte einen Arm um sie gelegt, stützte mit dem anderen seinen Kopf. Er lächelte kurz, als unsere Blicke sich trafen. Seine Brillengläser schimmerten im trüben Licht, dann wandte er sich wieder seinem Buch zu. Die beiden wirkten sehr verliebt ineinander, und ich beneidete sie um ihre Intimität.

Zitternd rollte ich mich auf meinem Feldbett zusammen, versuchte, mich in dem zugigen Raum zu wärmen, der nach Schmieröl, schlechtem Atem und aufgewärmtem Hühner-Nudel-Eintopf roch – das Essen wurde auf Menütablets von pickeligen Rekruten verteilt, die aussahen wie frisch von der Highschool. Ich zerrte meinen grellorangenen Parka aus dem Rucksack, knüllte ihn zusammen und stopfte ihn mir als Kissen unter den Kopf. Eine Symphonie von Schnarchern hielt mich ebenso vom Schlafen ab wie das zermürbende Dröhnen der Motoren, die Hunderte Tonnen in der Luft hielten.

Warm in meiner Hand: ein herzförmiges Stück Blei, groß wie eine Vierteldollarmünze und geformt im Kaumagen eines Seetauchers in dem See, wo Andy und ich als Kinder die Som-

mer verbrachten. Seetaucher fressen Angelblei, weil sie es für Fische halten, und sterben daran. Andy hatte dieses Stück Blei im Skelett eines Seetauchers am Ufer gefunden. Er schenkte es mir zum Geburtstag – also unserem Geburtstag –, als wir zehn wurden. Damals sagte ich, es sei ein gruseliges, trauriges Geschenk, doch er erklärte, alle würden Seetaucher lieben, und die Herzform wäre ein Zeichen, dass wir sie endlich auch lieben sollten.

Seitdem trug ich es immer bei mir.

Als ich anfing, mich in meine linguistischen Fachbücher zu vertiefen, wurde mir die Komplexität des Westgrönländischen wieder neu bewusst. Die meisten Wörter dieser Sprache bestehen aus mehreren Elementen, »Morpheme« genannt, Wortteile, die häufig »Satz-Wörter« bilden – von denen das längste über zweihundert Buchstaben umfasst. Substantive werden in acht Fällen und zur Besitzanzeige dekliniert. Acht Modi sowie Numerus und Genus des Subjekts ebenso wie des Objekts eines Satzes flektieren das Verb. Unterdialekte schießen wie Unkraut aus dem Boden. Übersetzung? Klar, ich hatte alle meine heruntergeladenen Wörterbücher und amerikanischen Filme mit grönländischen Untertiteln dabei, aber ich fühlte mich dennoch hoffnungslos überfordert. Die Lernkurve kam mir unwahrscheinlich steil vor.

Frische Risse in meinen Fingern pochten. Die dünnen roten Linien sahen im Dämmerlicht harmlos aus, ließen mich aber häufig nachts vor Schmerz aufwachen. Ich kramte meine Salbe hervor, die mir kurzzeitig Linderung verschaffte.

Um mich abzulenken, scrollte ich durch die Fotos von winzigen westgrönländischen Küstenorten – viele mit weniger als

dreihundert Seelen – , karge, felsige Hügel, übersät mit kleinen, bunt bemalten Holzhäusern, der riesige grönländische Eisschild in der Ferne. Früher galt dort fermentiertes Fleisch als Delikatesse, so wie fermentierter Fisch und fermentierter Robbentran, der angeblich wie Blauschimmelkäse schmeckt. Robbenaugen waren ebenfalls ein Leckerbissen wie der halb verdaute Mageninhalt von Walrossen und voll ausgebildete Küken im Ei. Ich rief mir in Erinnerung, warum Grönland Grönland hieß. Eine Theorie lautete, dass die Wikinger, als sie Island entdeckten, so begeistert von der Insel waren, dass sie sie geheim halten wollten und Grönland seinen attraktiven Namen gaben, weil sie hofften, Entdecker auf diese Weise weg von Island und hin zu diesem über achthundert Millionen Quadratmeilen großen Eisblock zu locken – in seiner Mitte über dreitausend Meter dick und umringt von schwarzen schroffen Bergen, die direkt aus dem Meer aufragten.

Noch immer jagte und fischte die Bevölkerung, um zu überleben: Karibus, Moschusochsen, Robben, Eisbären und Narwale. Diese erfahrenen Jäger konnten die Eigenschaften von Eisbären oder »Polarbären« an deren Fährten ablesen: nicht nur ihr Alter – sondern auch, ob sie ausgehungert waren. Die Kultur strotzte vor Mythen, doch wie immer verriet die Sprache mir mehr als alles andere. Sie ließ sogar einen trockenen Sinn für Humor erkennen: Da gab es eine Insel mit einem Namen, der »nicht genug Moos, um sich den Hintern abzuwischen« bedeutete; oder die erste bekannte Bezeichnung für Missionare: »er, der zu viel redet«. *Taimagiakaman* bedeutete die »große Notwendigkeit«, und zwar die, Tiere töten zu müssen, um Menschen und ihre Hunde zu ernähren. Das Inuktun-Wort für Klimawandel lässt sich mit »ein Freund, der sich seltsam